

TONIO HÖLSCHER

*Klassische Archäologie am Ende des 20. Jahrhunderts:  
Tendenzen, Defizite, Illusionen<sup>1</sup>*

I.

Wenn wir der antizipierten Zeitenwende tatsächlich so viel Gewicht beimessen wollen, so können wir uns fragen: Soll es im 3. Jahrtausend noch Klassische Altertumswissenschaft geben? Wahrscheinlich sind viele, und gerade die Jüngeren, die gut gemeinte, aber doch eher trübfäugige Frage nach der 'Relevanz' leid. Ich selbst würde weniger dramatisch fragen: Wie interessant ist Klassische Altertumswissenschaft heute noch? Selbstverständlich will ich die Frage nur für die Archäologie stellen. Aber sie geht doch alle an, die die Öffentlichkeit von der Bedeutung des Altertums überzeugen (und damit ihren Unterhalt bestreiten) wollen.

Wenn es um reine Zahlen ginge, brauchte man sich kaum Sorgen zu machen. Archäologie hat einen relativ hohen Unterhaltungswert: Antikenstätten gehen unter dem Massentourismus zugrunde, auch die restriktivsten Laufstege wirken kaum abschreckend; Antikemuseen erreichen zumindest mit Sonderausstellungen respektable Besucherzahlen, in Berlin plant man für die Normalausstellung eine Rennstrecke zu den Highlights für eilige Touristen; aufwendige Bildbände zur Antike sind geschätzte Festgeschenke; und selbst an den Universitäten kann man zu

---

<sup>1</sup> Ich bemühe mich in diesem Beitrag, das Fach der Klassischen Archäologie als Diskurs der Forschung und nicht als Feld von einzelnen Arbeitsgebieten und Leistungen darzustellen. Dabei sind Selektionen und Wertungen unvermeidbar. Um daraus resultierende Anstößigkeiten zu vermeiden, ist die Nennung von Namen auf die Geschichte des Faches und wenige alternative Positionen im Ausland beschränkt. – Eine aktuelle Bilanz des Faches wurde kürzlich auch anlässlich des 150jährigen Bestehens der Revue Archéologique gezogen: Revue Archéologique 1994, 2, S. 227–310, besonders die Beiträge von Filippo Coarelli und Paul Zanker.

archäologischen Vorträgen ein Publikum zusammenbringen, auf das andere Fächer mit Neid schauen. Allein in Heidelberg sind über 200 Hauptfach- und 500 Nebenfachstudenten eingeschrieben – Karteileichen inbegriffen, aber selbst die finden es offenbar chic, sich Archäologen zu nennen. Sicher kann man über Formen und Ziele der Vermittlung an breitere Kreise diskutieren, jedenfalls aber scheint Archäologie populär zu sein. Und das schlägt sich auch in der politischen Geltung nieder: Das Deutsche Archäologische Institut, ein großer Wissenschaftlicher Betrieb mit Zentrale in Berlin und 12 großen Abteilungen und Stationen im In- und Ausland, ist dem Außenministerium unterstellt und erfüllt in den Gastländern, durchaus mit Erfolg, halb-diplomatische Funktionen.

Das ist aber nur die eine Seite. Zu einer Gegenrechnung gehört etwa die Tatsache, daß für eine große internationale Tagung über den Begriff des 'Stils', eine traditionelle Domäne des Faches, kein Klassischer Archäologe (übrigens auch kein Klassischer Philologe und kein Kunsthistoriker) zugezogen wurde<sup>2</sup>. Und daß in den großen Taschenbuchreihen, in denen sich vorgeblich oder tatsächlich das intellektuelle Leben Deutschlands konzentriert, Klassische Archäologie so gut wie nicht vertreten ist. Das Fach erscheint als ein vornehmer Golfplatz am Rand unserer geistigen Verkehrszentren.

Wie interessant kann Archäologie also wirklich sein? Was hat das Fach getan bzw. unterlassen, um den geistigen Verkehr zu verdichten? Und was könnte es in Zukunft dafür tun? Meine Antwort wird nicht ganz so zufrieden sein wie die mancher Nachbarwissenschaften, was nicht bedeutet, daß ich deren Zustand als besser ansähe. Es ist aber vielleicht interessanter und auch fruchtbarer, offene Fragen und unbefriedigte Bedürfnisse zu benennen.

Klassische Archäologie als Disziplin hat einen vielfältigen Gegenstand. Sie umfaßt die gesamte kulturelle Lebenswelt, soweit sie materieller Natur und darum visuell erfahrbar ist: Die historische Umwelt, die

---

<sup>2</sup> Hans U. Gumbrecht (Hrsg.), *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*, Frankfurt am Main 1986.

Siedlungen und Gräber, die Gegenstände des Lebensgebrauchs, die Bildwerke. (Nur das vornehmliche Thema der Klassischen Archäologie gab es in der Antike kaum: eigentliche 'Kunst'). Die Vielfalt der Objekte und Lebensbereiche stellt den Reiz und die Herausforderung des Faches dar: Sie sperrt sich gegen einseitige Betrachtungsweisen und führt den Blick auf kulturelle Komplexität. Eine eingleisige Geschichte der archäologischen Befunde und Objekte ist weniger leicht zu konstruieren als eine Geschichte der antiken Literatur.

Hinzu kommt ein Spektrum von Zeugnissen, das grundsätzlich weiter ist als in anderen Kulturwissenschaften: Neben den 'Denkmälern', vor allem den Bildwerken, stehen die 'Spuren', bis hin zu Feldwegen und Essensresten. Die Grenzen zwischen den beiden Bereichen sind nicht streng zu ziehen, aber der kategoriale Unterschied ist deutlich: am einen Ende der Skala kulturelle Konstrukte mit expliziten Botschaften an Mit- und Nachwelt, am anderen Ende Herstellungen und Hinterlassungen, die ihren Zweck in sich selbst haben und in denen kulturelle Strukturen zwar implizit enthalten, aber nicht explizit formuliert sind. Hier die reflektierten Konzepte der Lebensdeutung, dort die Zeugnisse der kulturellen Lebensbewältigung. Die Bildwerke wie auch die gesamte literarische Produktion gehören in den Bereich der ausgeprägten Selbstreflexion; es ist zugleich der Bereich der antiken Kultur, der an die Nachwelt gerichtet ist und darum durch den kulturellen Filter späterer Epochen gegangen und nur so überliefert bzw. verloren ist. Die materielle Lebenskultur dagegen ist weitgehend nur in archäologischen Zeugnissen greifbar, ihre Überlieferung ist weit weniger von der wertenden Rezeption durch spätere Epochen, sondern von vielerlei Umständen abhängig und kann entsprechend durch zielgerichtete Grabungen vermehrt werden.

Die Archäologie der Bilder entspricht in vieler Hinsicht der Philologie der Texte. Andere große Bereiche der Archäologie haben keine so genauen Entsprechungen in den Textwissenschaften, die Fragestellungen und Methoden führen z.T. in ganz andere Richtung. Hier liegen Gründe für partielle Schwierigkeiten der Verständigung zwischen den Fächern.

Aber die Brüche gehen auch durch die Archäologie selbst. Es gibt viele sehr verschiedene Archäologien, nicht nur die der einzelnen Kulturen und Sachgebiete, sondern vor allem die der grundsätzlich unterschiedlichen Themen und Arbeitsweisen. Angelsächsische und französische Forschungen gehen in Fragestellungen und Methoden z.T. in so andere Richtungen als die Forschung der deutschen Tradition, daß man sich gegenseitig kaum mehr wahrnimmt. Ich gehe hier, notgedrungen, von einer deutschen Perspektive aus, nicht weil sie mir attraktiver scheint, sondern weil mir an ihrer Erweiterung besonders liegt. Ich bemühe mich, über diesen Blickwinkel hinauszuschauen, kann aber nicht leugnen, daß mir hier manches Wichtige unbekannt geblieben sein dürfte.

## II.

Ein wichtiger Schritt wäre, die Antike nicht nur für sich selbst, sondern auch 'von außen' zu betrachten: einerseits von den nachfolgenden westlichen Kulturen, insbesondere von der eigenen Gegenwart her, andererseits im Kontext der anderen Weltkulturen. Die Klassischen Altertumswissenschaften sind aus ihrer Geschichte und ihrem Selbstverständnis nicht gut vorbereitet auf solche weiteren Horizonte, in denen letztlich der Vorrang des europäischen Erbes insgesamt und seines Ursprungs, der 'klassischen' Antike, zur Disposition steht. Das Grundproblem liegt schon darin, daß wir diese Fragen 'unter uns', im geschlossenen Kreis der Altertumswissenschaften stellen. Denn es ist eine Illusion zu meinen, daß man sich zwischen Klassischer Philologie, Alter Geschichte, Klassischer Archäologie, Epigraphik, Papyrologie usw. über wirkliche Grenzen von Fächern hinweg verständigt: Im Kontakt miteinander sind wir nicht interdisziplinär, sondern bestellen einzelne Beete innerhalb desselben Schrebergartens.

Ein einigermaßen sicherer, in neuerer Zeit breit ausgebauter und viel begangener Weg zur 'Aktualität' ist die Verfolgung dessen, was später aus der Antike geworden ist, bis in die Gegenwart. Zunächst die Weiterbenutzung und Umfunktionierung antiker Architekturen und Bildwerke

in Mittelalter und Neuzeit, insbesondere die Geschichte der Antikensammlungen. Sodann die Zeichnung und das Studium antiker Bau- und Bildwerke und die Rezeption antiker Formen und Motive in der nachantiken Kunst. Schließlich die Fortsetzung der Rezeption in der Forschung, mit ihren mehr oder minder bedeutenden Vertretern und Methoden.

Dieser Weg aus der Antike bis zur Gegenwart und wieder zurück ist als hermeneutische Voraussetzung aller Forschung unerlässlich. Er bedeutet einerseits eine Perspektive 'von außen' auf die Antike; andererseits könnte er das eigene Bewußtsein dafür fördern, daß nicht nur die rezipierenden Epochen ihre jeweils eigenen Konzepte und Visionen mit der aktualisierten Antike zum Ausdruck brachten, sondern daß wir auch selbst als Forscher weniger unschuldig sind, als wir wohl oft glauben: Auch heute noch hat die Option für Griechenland und Rom viel mit Identität zu tun, und sei es als unausgesprochener Rückzug in die 'Festung Europa'.

Allerdings wäre es eine unglückliche Verengung dieser Perspektive 'von außen', wenn man sie grundsätzlich auf den diachronen Aspekt der Rezeption der Antike reduzierte: Das bedeutet nicht nur Isolierung, sondern impliziert auch hierarchische Überordnung der europäisch-westlichen Kultur. Nicht nur 'political correctness', sondern die vitalen Fragen der heutigen Welt werden es in Zukunft nötig machen, die europäische Antike im Zusammenhang der Weltkulturen zu sehen, wenn Klassische Altertumswissenschaften das Recht auf einen Platz in der Gegenwart behalten wollen.

Die diachrone Perspektive der Rezeption und Tradition enthält grundsätzlich einseitige Positionen, denen man sich nicht leicht entzieht. Sie betreffen sowohl das Verständnis der antiken Kultur selbst als auch die Organisation der Wissenschaft von der Antike.

Die Betrachtung von Rezeption und Tradition antiker Kultur tendiert naturgemäß dazu, Kontinuitäten und Affinitäten zwischen Antike und späteren Epochen in den Vordergrund zu stellen. Damit wird leicht eine Verwandtschaft und Verständlichkeit suggeriert, die den Blick eher ver-

stellt. Die Perspektive 'von außen' wird im Gegenteil immer dann am fruchtbarsten, wenn sie die kontrastiven Aspekte hervorhebt: wenn an Michelangelos und Lehmbrucks Körpern die unantiken Formen aufgezeigt werden. Dann aber wird man die Perspektive der Gegenwart nicht auf die Rezeption der Antike im engeren Sinn beschränken, sondern den systematischen Kulturvergleich suchen: Über griechische Skulpturen kann man nicht nur aus Kokoschkas Antikenzeichnungen, sondern ebenso viel, wenn nicht mehr, aus der rückhaltlos modernen Kunst von Jasper Jones und Andy Warhol und von Bildwerken ganz anderer Kulturen lernen.

In diesem Sinn wäre eine weite komparatistische Sicht der antiken Kultur anzustreben. Sie müßte interkulturell in dreifacher Richtung sein: Zum einen müßte sie den synchronen kulturellen Austausch der antiken Kulturen untereinander in den Blick nehmen: zum Alten Orient wie zu den umliegenden Kulturen Europas und Afrikas; zum zweiten die diachrone Rezeption bis in die Neuzeit; zum dritten die systematische, komparatistische Sicht der antiken Kulturen im Rahmen einer imaginären Geschichte der Weltkulturen, die die eurozentrischen Verengungen überwindet. Es müßte eine 'Hermeneutik der Fremdheit' entwickelt werden, die die Antike einschließt. Erst unter dieser Voraussetzung könnten wir behaupten, einen Beitrag zu der heute dringend benötigten interkulturellen Kompetenz zu leisten.

Für die Forschung selbst kann die diachrone Perspektive leicht zu problematischen Konsequenzen führen. Diachrone Ausrichtung ist an den Universitäten vielfach durch die Gliederung der Fakultäten institutionalisiert, in denen Archäologie mit Kunstgeschichte, alte mit neuen Philologien, alte mit neuer Geschichte verbunden sind. Diese Verbindungen finden nicht nur durch historische Kulturtraditionen, sondern auch durch methodische Systematik eine Rechtfertigung. Es werden Fächer zusammengestellt, die den Umgang mit Texten, Bildern, archäologischen Befunden oder historischen Kategorien gemeinsam haben. In anderen Ländern sind gar an Archäologischen Instituten alle Fächer vereinigt, die mit Bodenfunden operieren, von der Urgeschichte bis zur Industriearchäolo-

gie; und diese Archäologie kann wieder getrennt sein von der antiken Kunstgeschichte, die den Kunstwissenschaften zugewiesen wird. Hier herrscht allgemein ein Primat der Zeugnisgruppen und der Methoden ihrer Bewältigung. Das kann zweifellos einen hohen professionalisierenden und methodologisch stimulierenden Effekt haben. Aber es führt einerseits leicht zu einer Fraktionierung kultureller Zusammenhänge in die operationalen Sachkompetenzen einzelner Fächer: Viele grundlegende Themen werden, insbesondere in der deutschen Forschung, kaum mehr wahrgenommen und erforscht, weil sie nicht mit einer Gruppe oder 'Gattung' von Zeugnissen zusammenfallen und daher nicht der Gliederung der Wissenschaft entsprechen. Dabei vergißt man dann leicht, daß die Themen und Fragen trotzdem existieren. Andererseits bilden die gemeinsamen Arbeitsweisen in den historischen Wissenschaften meist eine recht abstrakte Verbindung, die sich leicht in einem gemeinsamen Jargon erschöpft – wenn nicht sehr ernsthafte methodologische Diskurse geführt werden, was in der deutschen Archäologie zumindest nicht allgemein auf der Tagesordnung steht. Beide Entwicklungen tendieren zu einer selbstgenügsamen 'Forschung für Forscher', die sich oft weit von den Interessen des breiteren Publikums entfernt. Es wäre viel gewonnen, wenn Einigkeit darüber erreicht würde, daß einerseits hohe Anstrengungen nötig sind, um die theoretische Kompetenz unserer Forschung zu steigern, daß es aber letzten Endes nicht um Zeugnisse, um Texte, Bilder, Bodenfunde und ihre Bewältigung durch die Forscher, sondern um historische Menschen, ihre Lebenswelt und Erfahrungen geht.

Eine Geschichte der archäologischen Forschungen, die die Interdependenz von gegenwärtigen Lebenserfahrungen, theoretischen Konzepten und historischer Sachforschung zum Thema machte, ist erst in wenigen Ansätzen sichtbar. Die Selbstgenügsamkeit der professionalisierten Forschung führt vielmehr zunehmend zu einer seltsamen Konzentration der Betrachtung auf einzelne Personen. Gewiß ist es sinnvoll, Energien auf die Bedeutung Winckelmanns zu richten, der nicht nur von den Archäologen als ihr Archeget gefeiert, sondern auch in einem allgemeinen gei-

stesgeschichtlichen Rahmen als ein Bahnbrecher der modernen Geschichtsauffassung gelten kann. In diesem Sinn wird es auch lehrreich sein, wenn gegenwärtig eine Datenbank über den Stand der Kenntnis antiker Kunstwerke zur Zeit Winckelmanns geplant wird. Aber man sollte auch klar sehen, daß die große Zahl der Fachvertreter, in ihrer Zeit betrachtet, uns selbst eingeschlossen, kleine Nummern von sehr begrenzter Bedeutung sind und daß ihre wissenschaftlichen Grundvorstellungen deutlich abgeleiteten Charakter haben. Die Beschäftigung mit Einstellungen und Methoden früherer Forscher ist gewiß eine notwendige Pflicht zur Bestimmung und Relativierung der fremden wie der eigenen Standpunkte – aber wenn wir schon nicht selbst kreativ tätig sind, sondern uns nur sekundär mit den Kreationen anderer Kulturen beschäftigen, sollten wir nicht noch die tertiäre Untersuchung jener sekundären Beschäftigungen allzu stark zum Thema machen. Der Verdacht ist ja nicht ganz von der Hand zu weisen, daß das Interesse an früheren Forschern unbewußt von der Hoffnung geleitet ist, selbst einmal Gegenstand eines solchen Interesses zu werden und so in die Geschichte einzugehen. Dies ist ein geschlossener Kreis von Wertschätzungen innerhalb der Zunft, der außerhalb kaum Gegenliebe findet. Unser Publikum interessiert sich nicht für Forscher und Forschung, sondern für deren Gegenstände.

Um so wichtiger sind neuere Untersuchungen über die allgemeinen leitenden Konzepte der Archäologie seit der frühen Neuzeit und ihre Rolle in der jeweiligen Gegenwart. Wenn wir die Vergangenheit unserer Wissenschaft nicht begreifen, werden wir auch selbst ziellos durch die Gegenwart tapen. Insbesondere aus den angelsächsischen Ländern und aus Frankreich, wo eine interkulturelle Sicht 'von außen' näher liegt, kommen kritische Untersuchungen und Urteile zur Geschichte der Forschung, die z.T. einseitig und sogar verzerrend sein mögen, die aber herausfordernd und stimulierend sind und auch von denen, die es besser zu wissen meinen, nicht überhört werden sollten<sup>3</sup>.

---

<sup>3</sup> Martin Bernal, *Black Athena. The afroasiatic roots of classical civilization*. Vol. I: *The fabrication of ancient Greece 1785–1985*, New Brunswick/New Jersey 1987; Alain Schnapp, *La conquête du passé. Aux origines de l'archéologie*, Paris 1993; Ian

Die Wissenschaft von der Antike als solcher wird aber nur dann überstehen, wenn die Antike selbst, d.h. ihr gesellschaftlicher und kultureller Lebenszusammenhang ihr hauptsächlichlicher Gegenstand bleibt. Das bedeutet allgemein eine Priorität der Synchronie vor der Diachronie, und darüber hinaus die Einbindung in eine komparative Systematik. Der wichtigste Schritt in dieser Richtung, der in voller Konsequenz erst in letzter Zeit getan wurde, ist die Erforschung von historischen Kontexten materieller und ideeller Art. Dieser Schritt ist aber in seiner Tragweite, mit Gewinn und Verlust, erst vor dem Hintergrund der Situation davor zu beurteilen.

### III.

Die Geschichte der Klassischen Archäologie ist sehr wesentlich eine Geschichte idealistischer Konzepte und Illusionen, scheinbarer Befreiungen aus und unbewußter Selbstbeschränkungen in den selbstgesetzten Normen. Winckelmanns kulturelle Hierarchien, der Vorrang der klassischen Antike gegenüber anderen Kulturen und der griechischen Klassik gegenüber anderen Epochen, hätten im Historismus des 19. Jahrhunderts relativiert werden sollen – und doch blieben die klassischen Maßstäbe unterschwellig in Geltung. Ähnliches wiederholte sich mehrfach im 20. Jahrhundert. Angesichts weitreichender gesellschaftlicher und kultureller Veränderungen drohen solche Positionen heute zu einer Haltung der Abschottung und Defensive auf einem immer kleineren Terrain gegenüber den weiten anthropologischen Herausforderungen der Gegenwart zu werden.

Die Klassische Archäologie hat ihre entscheidende Prägung für den größten Teil des 20. Jahrhunderts in einer umfassenden Neuorientierung erhalten, die kurz vor 1900 von den Wiener Kunsthistorikern Franz Wickhoff und Alois Riegl ausging und dann stark von Heinrich Wölfflin bestimmt wurde. Sie fand seit den 20er Jahren eine radikale Zuspitzung

einerseits in der 'Strukturforschung' von Guido Kaschnitz v. Weinberg, Ranuccio Bianchi Bandinelli, Gerhard Kraemer, Friedrich Matz und Bernhard Schweitzer, andererseits in der intuitiven, dem Kreis um Stefan George nahestehenden Betrachtungsweise von Ernst Buschor und seiner einflußreichen Schule. Es war, nach den z.T. gewaltigen Materialprojekten des Historismus, eine bedingungslose Wendung zur antiken Kunst, in Bildwerken und Architektur, die entschieden als eigenwüchsiger Bereich formal-geistiger Schöpferkraft, mit eigenen Gesetzen und Kategorien konzipiert wurde. Die traditionellen Wertungen wurden außer Kraft gesetzt: Neben der griechischen wurde die römische Kunst, neben den klassischen Epochen die Spätantike, neben der griechischen Klassik die Archaik und der Hellenismus, neben der großen Bildkunst das Kunsthandwerk und das Ornament 'entdeckt'. Grundstrukturen des Formens und zugleich des Denkens von ganzen Epochen und Kulturen wurden ausgelotet: Archaik versus Klassik und Hellenismus, Griechenland versus Rom, Antike versus Mittelalter und Neuzeit. Große Entwicklungsbögen wurden durch die Jahrhunderte gezogen, die auf keinem anderen Sektor des geschichtlichen Lebens so rein erschienen wie in der Bildenden Kunst. Parallel dazu wurde der Charakter von Kunstlandschaften als gewissermaßen naturwüchsige Physiognomie von Land und Menschen beschrieben. Der Stil der Wissenschaft war stark von charismatischen Deutern geprägt, nicht nur an den Universitäten, sondern auch in den großen Grabungen, die zu Kultstätten für die Heroen dieser Generation wurden: Ernst Buschor in Samos, Emil Kunze in Olympia.

In manchen dieser Ansätze, besonders bei Wickhoff, Riegl und Kaschnitz, hatten Chancen für einen weltoffenen Kulturvergleich gelegen. Letzten Endes aber waren diese Impulse wohl zu exklusiv und theoretisch, reichten jedenfalls nicht für eine allgemeine Öffnung aus, und mit dem Dritten Humanismus behielten die Kräfte der idealistischen Bewahrung wieder die Oberhand.

Eine bedeutende Leistung dieser Epoche war ihre Integrationskraft: Selbst Teilwissenschaften wie Epigraphik und Numismatik beteiligten

sich an der ästhetisch-ethischen Vision der Antike. Aufs Ganze gesehen liegt hier aber wohl der entscheidende Punkt, an dem die Klassische Archäologie, und nicht nur sie, eine ernsthafte Wahrnehmung der veränderten Gegenwart nach dem 1. Weltkrieg versäumte.

Wie weit diese wirklichkeitsfernen Richtungen in Deutschland implizit die Nazizeit vorbereitet haben, kann hier nicht untersucht werden. Jedenfalls hat die politische Katastrophe keinen wesentlichen Grund zum Umdenken bedeutet, und auch die meisten Fachvertreter überstanden sie einigermaßen unbeschadet. Nur der Schwung der großen Konzepte schwand mehr und mehr.

Nach dem 2. Weltkrieg war Klassische Archäologie hinterblieben als ein Konglomerat von verschiedenen isolierten Kompetenzen: Stilanalyse, Ikonographie, Realienkunde und Feldforschung; und von Kenner-schaft in einzelnen Gattungen: Plastik, Vasen, Architektur. An der Spitze der wissenschaftlichen Werteskala stand nach wie vor die künstlerische Form. Aber sie verlor allmählich ihre verbindende Kraft als Klammer zwischen den verschiedenen Teilbereichen.

Das hatte, jedenfalls in Deutschland, zunächst beträchtliche Folgen für die Präsenz der Archäologie in den wissenschaftlichen Institutionen. Die Vertreter der älteren Generation, die mit ihren umfassenden Konzepten vielfach in den verschiedensten Bereichen des Faches eine gewisse Kompetenz besaßen, wurden von Nachfolgern mit engeren Spezial-Kompetenzen abgelöst. Unter diesen aber wurden von den Universitäten mit ihren Klein-Instituten bevorzugt solche Fachvertreter gewählt, die 'zentrale' Bereiche des Faches beherrschten. Es kam zu einer Hierarchie von Arbeitsgebieten und Themen, die einer Hierarchie der akademischen Positionen entsprach – und es wäre eine Untersuchung wert, wie weit sie zeitweise mit der Hierarchie von Männern und Frauen zusammenfiel, die das Fach stark bestimmt. Jedenfalls starben in dieser Situation eine Reihe von Bereichen der Forschung in Deutschland weitgehend ab, die international seither in einer eindrucksvollen Entwicklung begriffen sind: Minoische und mykenische Archäologie ist heute in Deutschland mit ei-

ner einzigen festen Universitäts-Professur sowie einem Akademie-Projekt eingerichtet, Etruskologie nur mit einer Universitäts-Professur, Numismatik mit einer Professur und zwei Mitarbeiter-Stellen an Universitäten, im übrigen an Münzkabinetten. Das schränkt die Möglichkeiten auf diesen Gebieten im internationalen Vergleich stark ein.

Aber auch innerhalb der etablierten Fachgebiete hat die Fraktionierung ihre Folgen. Sie werden besonders deutlich an der Bauforschung, die vor allem in Deutschland schon lange zuvor von der allgemeinen Archäologie weitgehend an die Technischen Universitäten und Hochschulen entlassen worden war. Dort entwickelte sie eine eigene Dynamik mit hoher Kompetenz in technischen und ästhetischen Fragen, die in virtuos- en Einzelleistungen architektonischer Analyse gipfelte: Jeder Bau ein hochkomplexes Individuum, Bauaufnahme eine Porträtierung der Architektur bis hin zum einzelnen Stein. Der Preis war, daß die Architektur aus dem Zusammenhang der Altertumswissenschaften herausgelöst und von Archäologen vielfach nur noch am Rand beachtet wurde. Welcher Schaden das für beide Seiten war – immerhin ist die Architektur traditionell die 'Königin der Künste', sind Städte die Grundlage der antiken Kultur und das zentrale Objekt archäologischer Ausgrabungen –, braucht kaum betont zu werden. Gegenpositionen blieben vereinzelt. Ein hoffnungsvoller Schritt wurde erst kürzlich in Berlin getan, wo die Bauforschung mit einer Professur an der Universität etabliert wurde.

Eine Sonderentwicklung innerhalb des Faches hat etwa die Vasenforschung unter dem Einfluß von Sir John D. Beazley vollzogen. Seine große Leistung, die Klassifizierung der Keramik nach Malern und Werkstätten, beruht als Konzept und Methode auf Prämissen des 19. Jahrhunderts, wo die Erforschung individueller Künstler im Zentrum des Interesses gestanden hatte. Bei Beazley mündete diese Bemühung schließlich in monumentale Listen, die dann nur noch die Voraussetzung zur weiteren Perfektionierung ihrer selbst bildeten – oder als bibliographisches Telefonbuch benutzt wurden. Der Gewinn an Einsichten in die Struktur der Werkstätten blieb begrenzt im Verhältnis zu dem gigantischen Ausmaß des Unternehmens. Die grundsätzliche Frage aber, wie weit es

überhaupt sinnvoll sei, die Vasen unter dem Gesichtspunkt individuellen Künstlertums zu betrachten, wurde kaum gestellt: Bis heute wurde keine Monographie vorgelegt, in der ein Vasenmaler als individuelle Persönlichkeit im Sinne eines reflektierten Begriffs vom 'Künstler' dargestellt würde. Die Kehrseite dieser Entwicklung besteht aber darin, daß mit der Monopolisierung der Frage nach den 'Meistern' die unendlich reichen kulturgeschichtlichen Aspekte der griechischen Vasen und ihrer Bilder für zwei Generationen weitgehend an den Rand der Forschung abgedrängt wurden.

In der römischen Archäologie wurden vor allem die Bereiche der deutschen Provinzen aus dem Fach ausgegrenzt und der Vor- und Frühgeschichte überantwortet. Darin war Deutschland, mit seiner Präokkupation durch die hohe Kunst der griechischen Klassik, besonders radikal: In anderen Ländern ist die 'Archäologie der römischen Provinzen' ein Feld mit weitem, multikulturellem Horizont, und natürlich ein fester Bestandteil der Archäologie des Römischen Reiches. Der Schaden hierzulande ist beiderseitig: Der Klassischen Archäologie geht der nächste und für die Ausbildung der Studierenden anschaulichste Teil des Faches verloren, und die 'Provinzialrömische Archäologie' verliert leicht den Zusammenhang mit der römischen Reichskultur aus den Augen. Ein Schritt der Zusammenführung ist kürzlich in Köln gemacht worden.

Das vornehmste Thema des Faches blieb die Skulptur. Hier waren die großen Konzepte der formalen Strukturen und der Stilgeschichte entwickelt worden, die dann das Fach als ganzes bestimmten. Man war bemüht, einzelne 'Werke' zu 'würdigen', 'Künstler' zu erkennen und 'Stilentwicklungen' zu verfolgen. Erst langsam verbreitete sich die Einsicht, daß alle diese Bestrebungen zu Positionen und Ergebnissen führten, die in einem luftleeren Kunst-Raum nur noch an ihren eigenen Prämissen anstießen.

Als besonders selbstgenügsam erwies sich die Stil-Geschichte. Sie lief auf ein großes System von Stilepochen hinaus, die einander über Jahrhunderte ablösten, in der naturhaften Folge von Anfang, Höhepunkt und Ausklang, im Wechsel von klassischen und barocken Phasen. Eine

grundsätzliche Kritik dieses Modells, seiner Leistungen und Probleme, hat in der Klassischen Archäologie noch kaum stattgefunden. Zu den problematischen Folgelasten gehört jedenfalls, daß die kunstgeschichtlichen Entwicklungen, zumal wenn sie in Analogie zu biologischen Prozessen begriffen wurden, eine Autonomie gewannen, die sie von den übrigen Sektoren der Geschichte nahezu unabhängig erscheinen ließ. Es entstand der Schein einer Geschichte von Grund-Strukturen, neben denen die Lebenswelt, Kriege und soziale Veränderungen, wie flüchtige Arabesken wirkten. Mit den historischen Menschen hatte das meist wenig zu tun.

Dabei ist es auffällig, wie weitgehend im Lauf der Zeit das Bedürfnis nachließ, die eigenen wissenschaftlichen Grundkategorien zu reflektieren. Die Generation der 'Strukturforscher' hatte seit den 20er Jahren rigorose theoretische Systeme der Formanalyse entwickelt; doch nach dem Krieg kam eine Diskussion über Methoden und Kategorien kaum mehr auf. Bei der 'Würdigung' von Werken fragte man nicht, ob die zugrunde gelegte Vorstellung von 'Werk' für die Antike galt; und der Begriff der 'Entwicklung' mit seinen weitreichenden Folgen ist nach einem einzigen Versuch bis heute kein Gegenstand breiterer Auseinandersetzungen geworden. Bezeichnend ist, daß in der Neubearbeitung des Handbuchs über 'Grundlagen der Archäologie' von 1970 ein Beitrag von Bernhard Schweitzer über 'Das Problem der Form in der Kunst des Altertums' aus der 1. Auflage von 1939 wieder abgedruckt werden konnte – tatsächlich hatte seither kein weiterführender Diskurs stattgefunden.

Eine beträchtliche Rolle in dieser Situation spielte wohl Ernst Buschor, dessen große formgeschichtlichen Gebäude bewußt auf theoretische Fundierung verzichteten. Sobald bei seinen Nachfolgern die große Schau an Kraft oder Faszination verlor, zerfiel das Panorama in seine Einzelteile. Die alten Begriffe der Stilgeschichte werden seither vielfach als eine Art gesunkenes Kulturgut weitergetragen. Sie dienen noch zu Etikettierungen nach dem Muster 'ostionisch, um 520 v. Chr.'. Viele Museen bieten dem Besucher noch heute kaum mehr als solche Bruchstücke vergangener Konzepte.

In diesem Umfeld konnten die traditionellen Unternehmen der archäologischen Grundlagenforschung nach dem 2. Weltkrieg weitgehend unangefochten wieder zum Leben erweckt und z.T. stark erweitert werden. Zum großen Teil werden sie von der machtvollen Institution des Deutschen Archäologischen Instituts getragen, vielfach mit starker Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, daneben auch von Akademien und Universitäten. Das Bild der deutschen Archäologie ist international stark von diesen langfristigen Projekten geprägt.

Die großen Grabungen in deutscher Hand sind oft stark von den spezifisch lokalen Sachfragen bestimmt, die gewöhnlich in einer alten Kontinuität stehen. Der Versuch einer übergreifenden neuen Fragestellung wurde in den 70er Jahren unter dem Motto der 'Stadtforschung' unternommen; dabei zeigte sich aber auch, wie schwierig es ist, Unternehmungen mit je eigenen Traditionslasten und Sachzwängen auf gemeinsame Perspektiven einzustellen. Unter den neueren Projekten der Feldforschung im Bereich der Klassischen Archäologie sind starke und fruchtbare neue Schwerpunkte vor allem in Unteritalien und Sizilien, im punischen, numidischen und römischen Nordafrika sowie im römischen und spätantiken Syrien geschaffen worden. Die Methoden der Ausgrabung und Feldforschung haben zuletzt in Milet einen hohen modernen Standard erreicht.

Die traditionellen, langfristig angelegten Corpora und Lexika sichern der deutschen Forschung – und nicht zuletzt der deutschen Sprache!<sup>4</sup> – z.T. als reine Grundlagenarbeit ihren Platz im internationalen Kontext. Dabei können hohe Leistungen, positive Nebeneffekte und implizite Probleme dicht beieinander liegen. Das Corpus der minoischen und mykenischen Siegel und das Corpus Vasorum Antiquorum, beide von anerkannt hohem Standard, sind bzw. waren in Deutschland zeitweise Orte des Überlebens ganzer Forschungsfelder; das ebenso erfolgreiche Corpus der antiken Sarkophagreliefs hat Forscher aus vielen Ländern auf ein

---

<sup>4</sup> Vielleicht ist 'Paulys Real-Encyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft' heute die beste Garantie dafür, daß Deutsch als Wissenschaftssprache noch einige Zeit überleben kann.

gemeinsames Ziel vereinigt; und das neue *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae* hat mit der institutionellen Integration von über 40 Nationen zum ersten Mal eine effektive internationale Struktur archäologischer Forschung geschaffen. Auf der anderen Seite können solche Großprojekte eine Selbstläufigkeit und eine Monopolstellung annehmen, durch die alle Kräfte in der Grundlagenarbeit absorbiert werden und die Funktion für sich verändernde Fragestellungen leicht aus dem Blick gerät: Die Projekte finden ihre Rechtfertigung in der antizipierten 'Nützlichkeit' – müssen darum aber immer wieder an ihrem tatsächlichen 'Nutzen' gemessen und auf die Erfordernisse der 'Benutzer' eingestellt werden. Keine Dokumentation ist ja 'objektiv', jede Klassifizierung entspringt Optionen für bestimmte Fragen und Betrachtungsweisen und präjudiziert die weitere Forschung: Grundlagen bedürfen der Reflexion, welcher Grund gelegt werden soll.

Die stärkste Wirkung nach außen geht von den Museen aus, die sich erfolgreich, wenn auch in jeweils verschiedener Weise, auf die veränderten Anforderungen an Öffentlichkeitsarbeit eingestellt haben. Neue Aufgaben sind ihnen durch die großen Sonderausstellungen zugewachsen, in Berlin etwa 'Kaiser Augustus und die verlorene Republik', in München 'Kunst der Schale – Kultur des Trinkens', in Bonn 'Das Wrack' (von Mahdia); wobei jeweils die Erarbeitung eines übergreifenden Konzepts und die Zusammenführung eines meist internationalen Teams einen starken wissenschaftlichen Impuls bedeutete. Darüber sollten freilich bedenkliche Aspekte nicht übersehen werden: Schon der Transport vieler Stücke impliziert Risiken und führt immer wieder zu Schäden, vor denen die Restauratoren ungehört warnen, aber die öffentlichkeitsbewußten Politiker die Augen verschließen. Die wissenschaftlichen Vorbereitungen münden gewöhnlich in voluminöse Kataloge, die den Verantwortlichen als Forscher großes Renommee einbringen, für die Besucher aber vom Gewicht und vom Aufwand des Lesens her schwer brauchbar und nur als Ausweis von Bildung dienlich sind. Nicht zuletzt drängen die Sonderausstellungen im Bewußtsein der Bevölkerung die normalen Bestände der Museen stark in den Hintergrund; dadurch wird bei den Besu-

chern die Haltung des Konsumenten eines fertigen Konzepts gefördert, während die Fähigkeiten der eigenständigen Selektion und des kontrastierenden Vergleichens unter den vielfältigen Objekten des Museums sowie des Verbindens mit ähnlichen Objekten anderer Museen, d.h. die Bildung eines aktiven Bildgedächtnisses, eher verkümmert.

Als neue Institution der archäologischen Wissenschaften in Deutschland wurde 1970 der Deutsche Archäologen-Verband gegründet. Der Schwerpunkt der Aktivitäten liegt auf den vielfältigen, sich rasch ändernden Fragen der archäologischen Berufe und der Rolle des Faches in der Öffentlichkeit, die im Deutschen Archäologischen Institut kein repräsentatives Forum der Diskussion finden. Hier besteht in der Tat ein dringender Bedarf, denn das Fehlen von beruflichen Perspektiven für den wissenschaftlichen Nachwuchs liegt als ein Grauschleier über dem ganzen Fach und verhindert die Entstehung einer Atmosphäre von Zuversicht und Risikobereitschaft, die für innovative Impulse unerlässlich ist. Die Stärke des Verbandes liegt in der Integration der jüngeren Wissenschaftler und Studenten, eines der Probleme in der nur partiellen Aktivität der Fachvertreter in leitenden Stellungen. Erst die bedrängende Entwicklung der Rahmenbedingungen für die Ausbildung hat in jüngster Zeit eine breitere Beteiligung auch der Professoren bewirkt, hoffentlich auf einige Dauer.

Der wohl wichtigste Schritt der Jahrzehnte nach dem 2. Weltkrieg bestand zunächst darin, daß die Klassische Archäologie unter der brüchig gewordenen Decke der Stilforschung wieder stärker als Wissenschaft der antiken Kultur insgesamt aufgefaßt und dadurch näher an die benachbarten Altertumswissenschaften herangeführt wurde. Insbesondere ein neues Interesse für die Themen der Bildkunst, unabhängig von der künstlerischen Qualität, d.h. für Ikonographie, hat das Fach belebt und vor allem für Mythologie, Religion und Sachkultur reiche neue Quellen erschlossen.

Vielfach konnte man dabei an die hermeneutischen Positionen des späten 19. Jahrhunderts anschließen. Allerdings traten diese Ansätze,

aus einem verständlichen Überdruß und Abscheu gegen ideologische Vereinnahmung, zumeist mit einer unprogrammatischen Askese auf, die den wissenschaftlichen Habitus dieser Jahrzehnte vielfach prägte. Das hatte zur Folge, daß Perspektiven von weiterreichendem kulturwissenschaftlichem und theoretisch begründetem Anspruch, mit Bezug zu den Erfahrungen und Fragen der Gegenwart, wenig gefragt waren. An diesem Punkt setzten neue Tendenzen an.

#### IV.

Die kritische Revue der Ausgangslage kann gewiß nicht den Sinn haben, eine Kulisse für den gloriosen Auftritt einer neuen Generation abzugeben. Die Schwächen der Gegenwart sind zweifellos nicht geringer – nur sind wir ihnen gegenüber wohl noch weitgehend blind. Wir können wohl – wenn wir es denn wollen – wahrnehmen, welche Defizite die neuen Ansätze im Vergleich zu der Situation davor mit sich bringen. Aber wir werden kaum erkennen, welche impliziten Verkürzungen und Blindheiten wir auf unseren Positionen in Kauf nehmen. Gebunden an den eigenen Standpunkt, werden wir zunächst nur dessen Perspektiven und Intentionen darstellen können. Eigene Kritik wird nur einen Teil der Probleme treffen, den größeren Teil wird die nächste Generation nachtragen.

Die Situation der letzten zwei bis drei Jahrzehnte ist von neuen Fragestellungen mit z.T. stark divergierenden Tendenzen geprägt. In Deutschland hat die Entwicklung sich eher harmonisch vollzogen, was für die Atmosphäre sicher angenehm, für die Sache aber nicht nur förderlich war: Eine allgemeine Zurückhaltung in Fragen theoretischer und methodischer Grundsätze und eine Scheu vor expliziten Auseinandersetzungen hat dazu geführt, daß neue Ansätze z.T. nicht konsequent genug geklärt wurden, kein scharfes Profil gewannen und darum nicht zur Stellungnahme zwangen. Das ist in Italien, Frankreich und den angelsächsischen Ländern, wie wir sehen werden, anders gewesen.

Wenn man die folgenreichsten Bestrebungen der letzten Jahrzehnte auf einen Nenner bringen will, so geht es darum, aus und mit den archäologischen Zeugnissen größere Lebenszusammenhänge zu rekonstruieren. Der Begriff einer historischen 'Anthropologie', der als leitende Vision dienen könnte, steht inzwischen wohl in Gefahr, zu einer Leerformel zu verkommen. Aber wenn er wenigstens dazu führte, nicht nur nach Zeugnissen, Texten, Gattungen und ihrer professionellen Bewältigung, sondern letztlich nach Menschen und Gesellschaften zu fragen, dann würde unsere Sache zumindest an Vitalität gewinnen.

Die Klassische Archäologie hat den Weg zurück in den Raum des geschichtlichen Lebens auf verschiedenen Wegen und in mehreren Etappen zu finden versucht. Die folgende Darstellung geht von der Bildkunst aus, die schon bisher im Zentrum des Interesses gestanden hatte, und führt dann in andere Bereiche, ohne daß darin immer eine zeitliche 'Entwicklung' der Forschung zu sehen wäre.

Ein erster Schritt, der geleitet war von der Aufbruchsstimmung seit der Mitte der 60er Jahre, führte in die Politik. In Italien wurden im Kreis von Ranuccio Bianchi Bandinelli römische Denkmäler kompromißlos in den Kontext der Geschichte gestellt, in den 'Dialoghi di Archeologia' wurde prononciert zu den heißen Fragen der Kultur- und Universitätspolitik Stellung genommen. Aus dieser Sicht wurde etwa die Stadtgeschichte und Baupolitik des republikanischen Rom als ein dramatisches Geschehen politischer Kämpfe und Antagonismen begriffen. In Deutschland gewann eine 'Ikonologie' und eine Interpretation von Architektur Bedeutung, die sich in erster Linie nicht mehr mit Stilfragen, auch nicht nur mit ikonographischer Sacherklärung, sondern mit den weiterreichenden konnotierten Bedeutungen der Bilder und architektonischen Anlagen beschäftigte, die etwa die Porträts der Herrscher, die großen Staatsdenkmäler und Repräsentationsbauten auf ihre ideologischen Botschaften hin untersuchte. Vielfach wurden dabei Bilder und Bauwerke als übergreifende Wirkungskomplexe anschaulich, etwa die Akropolis von Athen, die Burg von Pergamon, die römischen Fora, aber auch

einzelne Typen repräsentativer Bauten wie Tempel des Herrscherkults, Theater und Thermen, Vereinslokale und öffentliche Prachtlatrinen. Im Vordergrund standen zunächst die Auftraggeber der Monumente und ihre politischen Ziele. In weiteren Schritten stellte man allgemeinere Fragen über Grundauffassungen von Politik, Geschichte und die Rolle der Staatsmänner und Herrscher im Rahmen der Gemeinschaft, wie sie in Bildern und Bauwerken zum Ausdruck kommen. Das lenkte schließlich den Blick auf das angesprochene Publikum, die Denkmäler wurden als Faktoren in einem kommunikativen Prozeß der politischen Machtbegründung begriffen. Die 'Macht der Bilder' wurde damit als ein wissenschaftliches Potential erschlossen, für das keine andere Quellengattung eintreten kann.

Damit war allerdings zunächst nur ein sehr partieller Bereich der archäologischen Überlieferung erschlossen, der größte Teil der Befunde und Funde führt nicht in den Bereich der Politik. Der Gesichtskreis wurde daher bald erweitert: auf die Bilder einzelner Gruppen der Gesellschaft, etwa die Darstellung von Sklaven und sozial niederen Schichten wie Landleuten und Fischern in der griechischen Kunst, oder die Repräsentation von Gruppen der römischen Gesellschaft, etwa der städtischen Beamten und Würdenträger oder der reich gewordenen Freigelassenen. Ferner auf die kulturelle Lebenswelt der gesellschaftlichen Gruppen, vor allem der vermögenderen Schichten, die in markanten Zeugnissen zu fassen sind: auf die Wohnhäuser der griechischen Poleis mit ihren Standards in klassischer Zeit und ihrer Differenzierung im Hellenismus, auf die römischen Häuser, Villen und Gärten und ihre reiche Ausstattung mit Bildwerken und Luxusobjekten, die den römischen Wohnsitzen eine ästhetisch-sakrale und gebildete Aura vermittelten, und auf die Nekropolen mit ihrer differenzierten sozialen Stratigraphie.

Schließlich kann die Ausweitung ikonologischer Studien über die bildliche Ausstattung der Lebenswelt zu weitreichenden Einsichten in die Mentalitätsgeschichte führen. Bildliche Zeugnisse haben gegenüber literarischen Werken sicher einige Nachteile, vor allem den der weniger expliziten Semantik, aber jedenfalls zwei große Vorzüge: Sie sind zumeist

nicht hochreflektierte Schöpfungen einzelner Individuen, sondern Zeugnisse kollektiver Lebenskultur, also gesellschaftlicher Standards. Und sie sind zumeist nicht in bewußter Selektion durch spätere Epochen auf uns gekommen, sondern werden in weitgehend zufälliger Erhaltung gefunden. Beides macht solche Befunde ergiebig für die Erforschung breiterer gesellschaftlicher Verhältnisse und der dahinter stehenden Mentalitäten.

Die neueren Forschungen zum Zeitalter des Augustus haben nicht zuletzt aufgrund der Bilderwelt deutlich gemacht, welch tiefgreifender Wandel des gesamten Lebensstils seit dem Beginn des Prinzipats vor allem in den westlichen Provinzen des römischen Reiches stattgefunden hat. Ein weitgehend ungehobener Schatz für solche Fragestellungen sind die griechischen Vasen, mit ihren Zehntausenden von Bildern. Vor allem französische Forschungen haben Bilder der griechischen Lebenswelt als bedeutende Zeugnisse der Gesellschaft gedeutet: nicht als realistische Spiegel der 'Wirklichkeit', sondern als Konstruktionen einer 'cité des images'. Was hier als lapidares Gesamtbild der griechischen Polis erscheint, kann mit Hilfe der Vasenbilder, die relativ präzise datiert und daher in einen genau bestimmbareren historischen Horizont gestellt werden können, noch sehr viel klarer als Faktor der historischen Prozesse erfaßt werden. Wenn man sich einmal darauf einläßt, nicht nur einzelne Bilder für sich zu erklären, sondern das gesamte Repertoire der Themen einer historischen Epoche als Spektrum der aktuellen Bildvorstellungen einer Generation oder eines Jahrzehnts zu begreifen, dann tut sich eine Welt von ungeahntem Reichtum und mit höchst aufschlußreichen geschichtlichen Veränderungen auf. Dies alles ist erst in Ansätzen in Angriff genommen worden, stellt aber eine vielversprechende Perspektive für die Zukunft dar.

Für alle diese Fragen gewinnt aber ein Aspekt vordringliche Bedeutung, der bei rein formgeschichtlichen Fragen nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte: die Funktion der Bauten, Bildwerke und kulturellen Gegenstände. Bei Bauten scheint das selbstverständlich zu sein, aber

tatsächlich wissen wir bis heute nicht genau, was sich im Inneren eines Tempels eigentlich abgespielt hat. Bei anderen Bautypen, etwa Theatern, Bouleuterien oder Thermen, hat die genauere Beachtung der Funktionen in jüngerer Zeit zu neuen Bewertungen geführt. Die Bildwerke, die man lange Zeit als Museumsstücke betrachtet und als Belege für künstlerische Stilrichtungen und Entwicklungen gewertet hat, hatten in erster Linie spezifische Aufgaben an bestimmten Orten, als Kultbilder in Tempeln, Weihgeschenke in Heiligtümern, Grabfiguren in Nekropolen, Denkmäler auf öffentlichen Plätzen, Ausstattung von Gebäuden. Sie definierten die Orte, machten deren Bedeutung sichtbar und stellten den Besuchern Leitmuster für diese Lebenskontexte vor Augen. Dafür hatten sich bestimmte Regeln und Muster eingespielt, im politischen und sakralen Raum andere als am Grab und im privaten Wohnhaus. Nicht alles war überall erlaubt, angemessen und üblich. Museale Kunstsammlungen in unserem Sinn gab es in der ganzen Antike kaum. Die Regeln und Standards der Ausstattung öffentlicher Plätze und Gebäude, wie Theater und Thermen, aber auch privater Villen und Häuser mit Bildwerken sind besonders für die römische Zeit untersucht worden, vor allem auch unter Berücksichtigung der Basen von Bildwerken mit Inschriften.

Aber auch andere Objekte der Lebenswelt sind nicht abstrakte Zeugnisse der Geistesgeschichte, sondern beziehen sich auf Ort und Situation ihres Gebrauchs. So sind etwa die Szenen der Lebenswelt auf griechischen Vasen nicht Bilder des griechischen Lebens insgesamt, sondern enthalten solche Themen, die für die Benutzer bei den spezifischen Gelegenheiten aktuell waren. Deutlich wird das etwa bei den Bildern der Mythen, die bei weitem nicht das ganze Spektrum griechischer Mythologie belegen, sondern eine Selektion solcher Mythen geben, die etwa die gesellschaftlichen Werte und Gesprächsthemen beim Symposion bildeten. Das ist zu bedenken, wenn man abstrakte Entwicklungen griechischer Mythen aus verschiedenartigen Zeugnissen rekonstruiert: Die Geschichte griechischer Mythen ist die Geschichte ihres Gebrauchs.

Die Frage nach den Funktionen und Kontexten hat weite Folgen. Sie umfaßt etwa die Verwendung von Gefäßen, figürlichen Bildwerken vor

allem in kleinem Format und anderen Gegenständen in Siedlungen, Heiligtümern und Gräbern; oder den Export von Vasen und ihre Bedeutung am Ort der Benutzung. Damit führt sie schließlich in den allgemeinen Bereich interkultureller Beziehungen.

Dieser ganze Aspekt der Funktionen von Bildwerken und anderen kulturellen Objekten ist noch ein weites Feld für die Zukunft: Einzelne neuere Arbeiten zeigen, wie stark sich die Perspektive durch Beachtung der Kontexte verschiebt. Die Frage, wozu die Griechen und Römer ihre Kunst brauchten, ist von einer allgemeinen Antwort noch weit entfernt.

Über all dem wurde die formale Gestalt der Bild- und Bauwerke vielfach vergessen. Die ältere Generation hat darin überwiegend einen unverzeihlichen Abstieg gesehen. In Deutschland, dem traditionellen Zentrum der Stilforschung, wird Formanalyse heute oft weitgehend in die Anfangsstadien der Ausbildung verlegt, vor allem zur Ermittlung von Entstehungsdaten eingesetzt, nur selten aber noch als ein anspruchsvolles Ziel um ihrer selbst willen betrieben. Und in Cambridge, einem Vorposten moderner Methodologie wurde kürzlich eine interdisziplinäre Befragung veranstaltet über das Thema: 'Is there a place for aesthetics in archaeology?'<sup>5</sup> Die Antworten waren zwar positiv, aber deutlich verunsichert und in den Kategorien zum Teil überraschend schlicht – und daß die Frage überhaupt gestellt wurde, ist jedenfalls symptomatisch.

Dabei wäre es gerade im Sinn einer gesellschaftsbezogenen Kulturwissenschaft ein immenser Verlust, wenn die künstlerischen Formen aus dem Blickfeld gerieten. Denn Stilformen sind par excellence kollektive und somit soziale Phänomene: Epochen und Generationen, Nationen und Regionen, gesellschaftliche Gruppen und Individuen geben sich im gemeinsamen eigenen Stil zu erkennen und grenzen sich durch ihn nach außen ab. Und diese Stile sind nicht auf die Bildkunst beschränkt: Sie greifen auf andere Kulturformen über, und sie hängen zugleich mit Formen des Wahrnehmens und Denkens zusammen.

---

<sup>5</sup> In: Cambridge Archaeological Journal 4:2, 1994, 249ff.

Diese Zusammenhänge werden nicht mehr von dem traditionellen, autonomen Stilbegriff umfaßt. Bei einem Neuansatz muß zunächst der Begriff von Bild-‘Kunst’ neu bestimmt werden. Denn ‘Kunst’ in unserem Sinn eines autonomen ästhetischen Raumes gab es in Griechenland und Rom kaum. Daher müßten die Vorstellungen von individuellem Künstlertum, hochreflektierter Innovation und Rezeption, von denen für die Literatur die Rede war, zumindest für die Bildkunst – aber vielleicht doch nicht nur für diese? – grundsätzlich überdacht werden. Die Formen der Kunst sind zunächst viel stärker ein handwerkliches Phänomen, der Stilbegriff hat daher viel stärker kollektive Bedeutung. Zugleich ist er viel stärker in einer gesellschaftlichen Erfahrung der Formen der Lebenswelt verankert.

Diese Tragweite der künstlerischen Formensprache ist in neuerer Zeit verschiedentlich erkannt worden. Nach Erwin Panofskys berühmtem Aufsatz ‘Die Perspektive als symbolische Form’ hat Bernhard Schweitzer 1950 in seiner Abhandlung ‘Vom Sinn der Perspektive’ die Zusammenhänge zwischen perspektivischer Bildform und der geistesgeschichtlichen Wende zu subjektbezogenem Denken im 5. Jahrhundert v. Chr. dargestellt. In ähnliche geistesgeschichtliche Richtung gehen neuere Arbeiten über Form und Aufstellung von Statuen des 5. und 4. Jahrhunderts und die Verbindungen zur gleichzeitigen Philosophie. Für die Bildsprache der römischen Kaiserzeit konnte ein ganzes semantisches System von Stilformen skizziert werden.

Ein neuerer Ansatz, die Bedeutung formaler Phänomene im Zusammenhang der allgemeinen Geschichte zu verstehen, geht dahin, Bildformen und Lebensformen, in ihrem historischen Wandel, aufeinander zu beziehen. Die Körpersprachen, Bewegungsweisen und Verhaltensideale verschiedener Gesellschaften und Epochen sind visuelle Phänomene der Lebenswelt wie der Kunst. In beiden Bereichen sind sie nach einer Semantik der visuellen Formen verstehbar. Aber auch die Organisation und Gestaltung von Lebensräumen, von Siedlungen, Heiligtümern und Wohnstätten, ist eine Aktivität des Formens, mit der zugleich das Leben selbst, das öffentliche wie das private, strukturiert wird. Letzten Endes

führt das zu einer Auflösung der radikalen neuzeitlichen Trennung von Lebenswelt und Kunst, die in der Antike auch begrifflich keine Entsprechung hat. Alle kulturelle Welt ist geformte Welt, dazu gehören die Bildwerke ebenso wie andere sinnstiftende Zeichen und Strukturierungen der Lebenswelt. Es ist zu hoffen, daß von hier aus ein Anschluß an den Begriff des Stils und der visuellen Form gewonnen wird, wie er in neuerer Zeit für die allgemeine Kulturwissenschaft entwickelt wurde<sup>6</sup>.

Ein Rahmen für alle Beschäftigung mit antiker Lebenskultur könnte die Urbanistik sein: Die Stadt ist die Grundlage der antiken Kultur von der frühen archaischen Zeit bis in die Spätantike; alle Manifestationen der Kultur haben ihren Bezugspunkt in der Gesellschaft der Stadt. Hier tut sich die Archäologie jedoch nicht leicht: Sie forscht im wesentlichen in Städten, hat aber nur sehr selten eine ganze Stadt erforscht. Diese unbefriedigende Situation hat in den 70er Jahren dazu geführt, daß 'Stadtforschung' vom Deutschen Archäologischen Institut mit hohen Erwartungen zu einem Schwerpunkt erklärt wurde. Daraus ist eine viel beachtete und diskutierte These über 'Haus und Stadt im klassischen Griechenland' entstanden, bei der es indes mehr um Grundstrukturen als um die – vielfach beträchtlich abweichenden – Realisierungen des Städtebaues geht. Zu einem konkreten Bild des Funktionierens einzelner Städte ist noch ein beträchtlicher Weg. Erwartungen richten sich heute zum einen auf die Untersuchungen in den griechischen Städten Unteritaliens und Siziliens, vor allem Metapont und Selinunt, wo Forschungen von italienischer, deutscher und anderer Seite mit großem Weitblick ganze Poleis mit ihrem Umland erfassen; zum anderen auf die Städte-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, wo Arbeiten zum Erscheinungsbild und Leben römischer Städte initiiert und konzentriert werden. In diesem Sinn könnte die Urbanistik tatsächlich eine integrierende Klammer der gesamten Altertumswissenschaften bilden.

---

<sup>6</sup> Richard Shusterman, KUNST LEBEN, Frankfurt am Main 1994.

Mit der Archäologie der Lebensräume erreicht die Forschung heute eine Dimension, die immer weiter über die herkömmlichen Methoden der Erhebung und Auswertung von Befunden hinausführt. Man kann dabei an die alte Tradition der Historischen Landeskunde anknüpfen, die im letzten Jahrhundert große Erfolge gehabt hat, in Deutschland dann aber unter den Vorgaben der Kunstforschung weitgehend vergessen wurde, so daß man heute Mühe hat, wieder an das internationale Niveau anzuschließen. Differenzierte Methoden eröffnen hier ganz neue Perspektiven. Es erweist sich vielfach, daß das traditionelle Mittel der Ausgrabung den Blick leicht auf bestimmte Punkte und Aspekte einer Kultur verengt und die Frage nach größeren Kontexten ausblendet. Für großflächige Untersuchungen steht heute ein weites Spektrum von Vorgehensweisen im Gelände zur Verfügung, Prospektion, Surveys, Sondagen und punktuelle Grabungen, die zielgerichtet miteinander verbunden werden können. Entscheidend sind dabei Neuerungen technischer und naturwissenschaftlicher Art<sup>7</sup>. Mit elektronischer Datenverarbeitung werden erstmals quantitative Untersuchungen, etwa zu Demographie, Wirtschaft und Handel denkbar. Naturwissenschaftliche Arbeitsweisen machen es möglich, Materialien und Herkunft, Produktionsweisen und Alter von Objekten zu bestimmen, die bisher kaum zu beurteilen waren. Archäometrie, Paläozoologie und Paläobotanik, Geologie und Hydrographie ergeben Einsichten in natürliche Lebensbedingungen, kulturelle Lebensverhältnisse und ihre Veränderungen; Photogrammetrie macht großräumige Vermessungen in ganz neuem Maßstab möglich.

Diese Techniken haben gewiß ihre eigene Dynamik entwickelt und drohen manchmal zum Selbstzweck zu werden. Man kann Bataillone von jungen und anderweitig hoffnungslosen Archäologen über Jahre an einem einzigen begrenzten Projekt verschleifen. Und für die Nachbardisziplinen stellt sich leicht der Eindruck des Abdriftens von der gemeinsamen Sache ein. Aber grundsätzlich liegt hier ein hohes Potential. Es besteht in einer Ergänzung all jener Zeugnisse, mit denen man traditio-

<sup>7</sup> Übersicht bei Patrick E. McGovern u.a., *Science in Archaeology: a review*, in: *American Journal of Archaeology* 99, 1995, S. 79–142.

nellerweise zu arbeiten gewohnt ist, der Bauten und Bilder (und Texte), die letzten Endes einzelne kulturelle Manifestationen darstellen und die antike Kultur bereits in einer mehr oder minder reflektierten Selbstdeutung bezeugen. Die kollektiven Lebensverhältnisse, die der Antike selbst z.T. nur halb oder gar nicht bewußt waren und jedenfalls nicht in Schrift und Bild artikuliert wurden, lassen sich nur mit den neuen Arbeitsweisen rekonstruieren: Erst jetzt ist neben die Archäologie der Monumente (im weiteren Sinne als reflektierte Selbstzeugnisse) eine eigenständige Archäologie der Befunde getreten. Damit ist aber ein entscheidender Wechsel der gesamten historischen Perspektive verbunden: Denn die Geschichte, die uns in den Schriftquellen und 'Monumenten' entgegentritt, ist im wesentlichen eine Geschichte der Sieger, der Herrschenden und der Oberschichten, und zwar in ihrer eigenen Selbstinterpretation. Erst flächendeckende Untersuchungen archäologischer Befunde erlauben es, ein breiteres Spektrum der antiken Gesellschaften, d.h. auch der Schichten, die sich nicht oder nur schwach artikuliert haben, zu erfassen und als Mitglieder, Faktoren oder Opfer, der Geschichte zu begreifen. Je mehr uns daran liegt, nicht nur die historischen Selbstentwürfe und Konstruktionen, die kulturellen Werturteile und Selektionen der Antike einfühlsam nachzuvollziehen, sondern sie im Kontext der gesamten Lebensaktivitäten, mit ihren Leistungen und Folgelasten, zu verstehen, desto mehr müssen wir diese Befunde nicht nur als Garnierung der Geschichte heranziehen, sondern als eigenständige Zeugnisse ernst nehmen. In allen diesen Fragen hat die Forschung in anderen Ländern gegenüber Deutschland z.T. einen beträchtlichen Vorsprung.

Die Ergebnisse sind derart, daß sie nicht innerhalb der Archäologie bleiben sollten. Der politische, soziale und kulturelle Umbruch Griechenlands im 8. Jahrhundert v. Chr. sollte nicht mehr ohne die demographischen Veränderungen gesehen werden, die die englische Forschung erkannt hat. Für das klassische Attika haben archäologische Untersuchungen einzelner Siedlungskammern wichtige neue Aufschlüsse über das Verhältnis von Stadt und Land ergeben. Die Romanisierung Griechenlands konnte in einer Dichte erforscht werden, wie es die Interpreta-

tion einzelner Monumente (und Texte) niemals hätte erkennen lassen. Und die einheimischen Partner der griechischen Kolonisten in Unteritalien und Sizilien sind in wichtigen Aspekten der Gesellschaftsstruktur nur durch die systematische Erforschung der Nekropolen bekannt geworden.

Die Grundlagen für solche Forschungen werden freilich zu einem beträchtlichen Teil zunichte gemacht durch die systematischen illegalen Plünderungen der Antikenstätten durch Raubgräber, die die Kontexte unwiederbringlich zerstören. Es ist ein hochorganisiertes Geschäft, das die Bedürfnisse nicht nur der gutgläubigen Kunstliebhaber, sondern auch der Finanzwelt deckt. Die Archäologen werden dies wohl nicht stoppen können, aber es gehört doch zu den deprimierenden Erfahrungen unserer Zeit, daß sie nicht zu einem einheitlichen Urteil und zu gemeinsamen Verhaltensweisen in dieser Frage finden.

## V.

Wenn man nach diesem Überblick über die Forschungsfelder der Klassischen Archäologie, mit Konzentration auf Deutschland, noch einmal auf die Situation insgesamt blickt, so gewinnt man oft den Eindruck einer Mischung von good will und Frustration. Die Frage nach historischen Lebenszusammenhängen müßte ja bedeuten, daß die Zeugnisse nicht nur für sich interpretiert, sondern in dieser Perspektive auf das Ganze gesehen werden: also nicht nur Grabreliefs als Gattung, sondern zugleich der Umgang mit dem Tod; nicht nur Nacktheit als ikonographisches Phänomen, sondern die kulturelle Bedeutung des Körpers; nicht Szenen des Thiasos in typologischer Gliederung, sondern die Rolle von Rausch und Ekstase, als Wirklichkeit oder Traumwelt, im psychologischen Haushalt der Gesellschaft. Oft aber, wenn man allgemeinere Fragen nach den antiken Lebenszusammenhängen stellt, muß man sich eingestehen, daß die Zeugnisse darüber wenig aussagen: Man will über das 'Wohnen im Altertum' Näheres wissen, aber die Häuser bleiben lee-

re Gehäuse; man will der Rolle eines Künstlers nachgehen, aber die Auftraggeber, Anlässe, Absichten und Benutzer oder Betrachter seiner Werke bleiben unbekannt; man will soziale Zuordnungen von Grabformen vornehmen, aber die Bestatteten sind nicht zu bestimmen. Immer wieder gut gemeinte Fragen, aber oft geringe Informationen und daher unbefriedigende oder allzu spekulative Antworten. Die Versuchung ist dann groß, einzelne zufällig erhaltene Kenntnisse für repräsentativ zu nehmen und auf das Ganze hochzurechnen – was immer wieder zu starken Verzerrungen führt. Andererseits ist es definitiv notwendig, die übergreifenden Fragen überhaupt zu stellen, selbst wenn die Erwartung auf Lösungen begrenzt ist: Auch ein rein theoretisches Modell, sofern man bereit ist, es bei gegenteiligen Befunden zu modifizieren oder aufzugeben, ist nützlicher als isolierte Einzelobjekte.

Hilfe könnte von stärkerer Einbeziehung theoretischer Perspektiven aus anderen Kulturwissenschaften kommen – was natürlich auch den intellektuellen Reiz des Faches erhöhen würde. Hier ist in Deutschland die Zurückhaltung besonders groß. Einen gewissen Einfluß haben Semiotik und Kommunikationswissenschaft erreicht. Der Gewinn der semiotischen Kategorien besteht vor allem darin, daß sie sehr viel klarer das Konstruieren und Funktionieren von 'Bedeutung' bei Bildern, Bauten und Gegenständen im Rahmen der Gesellschaft zu erfassen und dadurch den wissenschaftlichen Diskurs rationaler und transparenter zu gestalten erlauben. Indem die Semiotik grundsätzlich alle kulturellen Manifestationen als konventionelle Zeichen, d.h. als kulturspezifische Konstruktionen betrachtet, die nicht auf der Basis der gemeinsamen Menschennatur selbstverständlich sind, sondern durch Übersetzung verständlich gemacht werden müssen, erzeugt sie einen Habitus der Distanz, der einen produktiven Umgang mit der Antike nur fördern kann. Ohne hier näher darauf eingehen zu können, muß man freilich sagen, daß die Ansätze der Semiotik als grundsätzlich neue Perspektive für die Kulturwissenschaften in der Klassischen Archäologie nur selten wahrgenommen wurden und jedenfalls die Forschung insgesamt nicht nachhaltig geprägt haben.

Andere Nationen haben viel vitalere theoretische Diskurse entwickelt. Von Italien und dem Kreis um Ranuccio Bianchi Bandinelli war schon die Rede. In Frankreich ist im Kreis um Jean-Pierre Vernant seit einer Generation eine Schule soziologischer und sozialpsychologischer Forschung entstanden, die erfrischend frei ist von den Lasten humanistischer Traditionen und die Ansätze der französischen-historischen Anthropologie, der Soziologie, der Religionswissenschaft und der Mentalitätsgeschichte aufnimmt. Für die Archäologie, die dabei zunächst nicht im Mittelpunkt stand, sind dabei doch grundsätzliche Einsichten gewonnen worden, etwa in die Funktionen von Heiligtümern, in die Sachkultur, Ikonographie und Ideologie von Krieg, Jagd und Erotik, gemeinsamem Essen, Tod und Begräbnis, immer im Zusammenhang mit Grundstrukturen der griechischen Polis und ihrer Gesellschaft<sup>8</sup>. In Deutschland wurde dies alles nur sehr vereinzelt wahrgenommen und kaum als grundlegendes Konzept diskutiert. Das wird gerne damit begründet, daß diese Positionen aus der Erbmasse des französischen Strukturalismus einen inhärenten Mangel an historischer Distinktion übernommen hätten, dessen Gefahren man sich gar nicht erst aussetzen wolle. Diese Kritik ist gewiß nicht unberechtigt: Vielfach ist der Blick auf eher abstrakte gesellschaftliche Strukturen und religiöse Grundmuster gerichtet, so daß der Zusammenhang mit den konkreten Menschen in ihren sich verändernden historischen Situationen leicht aus dem Blick gerät. Aber damit macht man es sich doch zu einfach: Denn in dieser Sicht liegt eine anthropologische Kraft und eine Vorstellung vom Ganzen der antiken Kulturen, die einen eigenen Rang gewinnt. Dies nicht zu beachten kann nur ein Verlust sein.

Eine zweite theoretische Herausforderung kommt, ebenfalls seit einer Generation, aus der angelsächsischen Archäologie. Hier hat sich, ausgehend von Anthropologie und Prähistorischer Archäologie, eine lebhaft diskutierte Diskussion um Theorien und Methoden entwickelt, die seit den 60er

---

<sup>8</sup> Einführung in die ikonographischen Untersuchungen dieser Gruppe, für ein breiteres Publikum: C. Bérard / J. P. Vernant (Hrsgg.), *La cité des images. Religion et société en Grèce antique*, Lausanne 1984.

Jahren in den Positionen der New Archaeology und der nachfolgenden Konzepte einen programmatischen Ausdruck gefunden hat. Für die Klassische Archäologie sind solche Ansätze vor allem durch Anthony Snodgrass und seine Schule in Cambridge aktuell geworden<sup>9</sup>. Dabei geht es insbesondere darum, nicht archäologische Objekte und Befunde um ihrer selbst willen zu klassifizieren und zu interpretieren, sondern historische Kontexte und gesellschaftliche Prozesse zu rekonstruieren und die kulturellen Objekte als Faktoren dieser Kontexte zu verstehen. Historische Lebensräume, Siedlungen, Heiligtümer, Nekropolen werden als multifaktorielle Situationen untersucht; Survey, Statistik, demographische Kalkulation sind zentrale Arbeitsweisen. Dadurch werden mit starker methodischer Reflexion historische Quellen erschlossen, die in ganz andere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens führen als die reflektierten Selbstzeugnisse der antiken Literatur. Auch hier macht man es sich, in Deutschland und anderswo, zu leicht, wenn man die Unsicherheit einzelner Erklärungsmodelle kritisiert. Die enorme Erweiterung des Gesichtskreises durch diese Arbeitsweisen steht außer Zweifel. Sie haben nicht nur für das frühe Griechenland zu einer neuen Sicht geführt, sondern sind auch etwa in Italien für die Erforschung der etruskischen und der großgriechischen Kulturen mit Erfolg eingesetzt worden.

## VI.

Unsere einzelnen Disziplinen haben wohl wechselseitig manche Schwierigkeiten miteinander. Ich bin überzeugt, daß wir als Archäologen den wissenschaftlichen Nachbarn einiges schuldig bleiben – aber ich kann natürlich besser sagen, wo die Archäologen bei den anderen Dis-

---

<sup>9</sup> Anthony M. Snodgrass, *An Archaeology of Greece. The present state and future scope of a discipline*, Berkeley/Los Angeles/London 1987. Sammlung neuerer Arbeiten in dieser Richtung bei Ian Morris (Hrsg.), *Classical Greece: ancient histories and modern archaeologies*, Cambridge 1994. Eine Einführung in die allgemeine Diskussion gibt Sabine Wolfram, *Zur Theoriediskussion in der Prähistorischen Archäologie Großbritanniens*, London 1986; Ian Hodder (Hrsg.), *Archaeological Theory in Europe. The last three decades*, London 1991.

ziplinen Defizite und auch Grenzen der Verständigung sehen. Sie liegen grundsätzlich da, wo der alte Primat der Schriftquellen, der aus den philologischen Anfängen unserer Fächer resultiert, bewußt oder unbewußt weiter in Geltung ist: sei es daß ein zufällig erhaltenes reflektierendes Wort für eindeutiger und daher aussagekräftiger gehalten wird als Bilder oder stumme Gegenstände; sei es daß die – ja durchaus begrenzten – Lebensbereiche und Phänomene, von denen die Schriftquellen berichten, als zentraler betrachtet werden gegenüber der Bilderwelt und der materiellen Kultur, deren Phänomene dann doch am Rand der 'erzählbaren' Geschichte bleiben. Sehr respektable Beispiele wären leicht zur Hand – aber es soll hier nicht um Schuldzuweisungen gehen, die ebenso leicht in umgekehrter Richtung vorgebracht werden könnten, sondern um Überbrückung von Grenzen, an denen wir alle unseren Anteil haben.

Wie soll es weitergehen? Das müßte eigentlich die nächste Generation sagen. Vielleicht darf ich anregen, daß in vier Jahren, vor der wirklichen Jahrtausendwende, dasselbe Programm von Vertretern der Jugend bestritten wird: Höchstalter 35 Jahre.